

Die Kultur der Entschuldung

Auf nach Westen

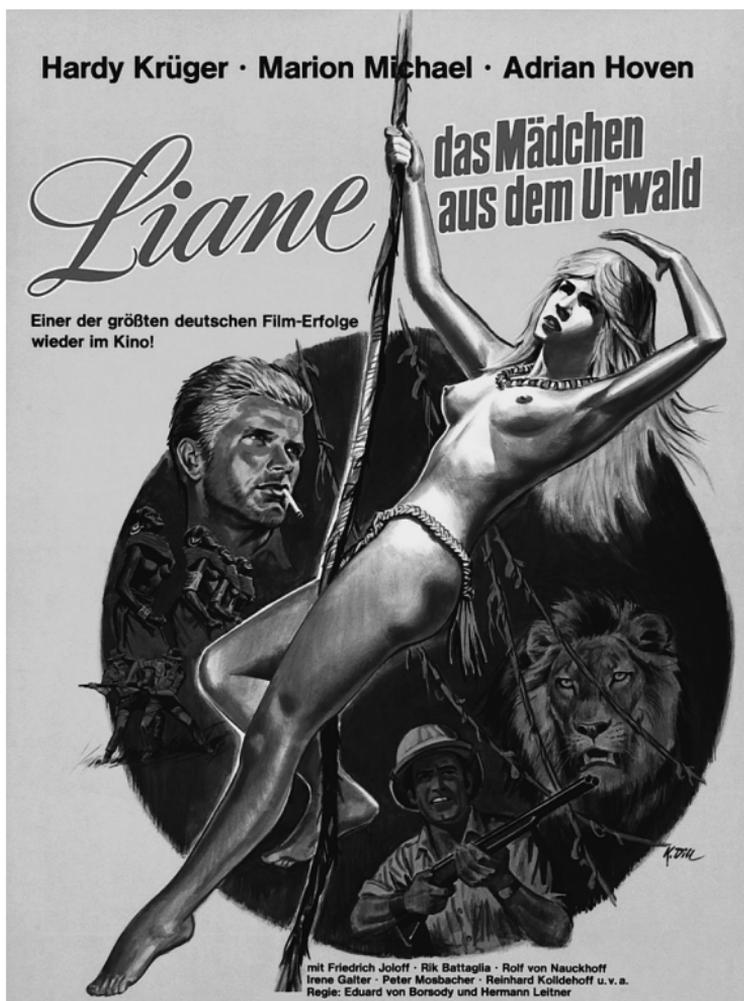
Seit ich fünf Jahre alt war, habe ich meine Heimat im Westen gesucht, nicht im Karl-May- oder Sachbuch-Westen, sondern in den Western der Jugendvorstellungen im *Camera*, das von unserer Wohnung drei oder vier Querstraßen die Ismaninger Straße hinunter lag, während sich das *Gloria* etwa genauso weit entfernt nach oben befand. Das hatte nicht nur eine geografische Bedeutung, sondern auch eine kulturelle. Das *Camera* war ein sogenanntes Bumskino, das einen Actionfilm nach dem anderen brachte, in denen es, wie ich den Plakaten entnehmen konnte, zumeist auch um wunderschöne Frauen ging, die sich nichts aus hochgeschlossenen Kleidern machten. Schmerzlicher habe ich meine eigene Ohnmacht selten erfahren als bei den vergeblichen Versuchen, in LIANE, DAS MÄDCHEN AUS DEM URWALD (1956; Regie: Eduard von Borsody) hineinzukommen.

Das *Gloria* war das Kino für die anständigen Leute, es brachte Musicals, Melodramen und Heimatfilme, und in den Jugendvorstellungen gab es Charlie Chaplin, Dick und Doof, Pat und Patachon. Meine Eltern sahen mich lieber ins *Gloria* gehen als ins *Camera*, jedenfalls nachdem sie es aufgegeben hatten, von mir den Besuch des Kindergottesdienstes zu verlangen. Auch meine Prinzessin, die zwei Stockwerke tiefer wohnte und ein bisschen dick war, bevorzugte das *Gloria*, was vielleicht einer der Gründe

dafür ist, warum dann doch nichts aus uns geworden ist. Jedenfalls pendelte ich so zwischen dem Kino der Leute, zu denen ich der Meinung meiner Eltern und meiner Prinzessin nach gehörte, und dem Kino der Leute, die meine Leidenschaften teilten, auch wenn sie manchmal Dinge taten und sagten, die mich erschreckten.

Mein Freund Franz-Peter hatte selten die 50 Pfennig für den Eintritt – sein Vater war im Krieg umgekommen, und seine Mutter versuchte ihn zum Guten zu erziehen. Aber was wusste sie von der Straße, wo es die Leute gab, die hatten, was man sich wünschte, und die noch dazu ihre Verachtung zeigten für diejenigen, die es nicht hatten? Franz-Peter stahl wie ein Rabe, und für jede empfangene Demütigung rächte er sich blutig, manchmal auch an den falschen. Während der ganzen Zeit, in der wir gemeinsam auf dem Weg nach Westen waren, kam es nur ein einziges Mal vor, dass es Franz-Peter nicht gelang, auch ohne Geld ins *Camera* zu kommen; das war, als sein älterer Bruder, der »Mann in der Familie«, ihm aufgelauert hatte und ihn aus irgendeinem Grund fürchterlich verprügelte. Unnützlich zu sagen, dass später Franz-Peter auch in LIANE, DAS MÄDCHEN AUS DEM URWALD hineinkam, aber er fand das nicht so toll. Er hatte nicht diese romantische Sehnsucht im Herzen, die von zuviel Fürsorge und Planung kommt. Frauen interessierten ihn nicht, und dann plötzlich, von einem Tag auf den anderen, hatte er nichts anderes mehr im Kopf, als irgendeine von ihnen unsittlich zu berühren.

Hinten, weit über der Wiese, in seltsam quadratischen Häusern, die von Stacheldraht umzäunt waren, wohnten die »Amis«. Sie hatten wahnsinnige Autos und einen ko-



Wegen der knappen Bekleidung der Hauptdarstellerin wurde LIANE 1957 erst ab 16 Jahren freigegeben (Die FSK senkte 1974 die Freigabe auf 6 Jahre und erhöhte sie 1990 wieder auf 12)

mischen Gang. Sie wackelten alle beim Gehen mit dem Hintern und knickten in den Hüften ein. Sie waren sehr reich; sie waren ja auch die Sieger im Weltkrieg. Wir durften nicht zu ihnen, und sie durften nicht heraus. Taten sie aber doch manchmal, und das bedeutete meistens Haue. Die Ami-Kinder warfen mit dicken Plastilinklumpen, die sie im Kühlschrank hart werden ließen. Jedenfalls hat mir das einmal ein Freund erzählt. Wahrscheinlich nahmen sie die tiefgefrorenen Klumpen statt der Steine nur, um uns zu demonstrieren, wie toll ihre Kühlschränke waren. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass das die Enkel von John Wayne waren. Franz-Peter liebte die Hauereien mit den Amis, weil dabei immer etwas abfiel, ein Comic-Heft oder ein Kaugummi mindestens.

Meine Prinzessin ging ihm natürlich aus dem Weg, aber auch jene 14-jährige absolute Überfrau, die sich die Lippen schminkte und über die alle Mütter schimpften (sie selber hatte keine mehr, nur eine alte Tante, mit der sie in einer Kellerwohnung lebte), machte sich nichts aus ihm. Ich konnte auch kaum mit seiner Tröstung rechnen, so wie sich die Männer in den Western trösteten, wenn eine Frau in einer Postkutsche davonfuhr oder ganz einfach in eine Revolverkugel gelaufen war. Anstatt mein bitteres Schweigen zu teilen, hielt Franz-Peter mich für blöd, wenn mich ihr Anblick wieder einmal ganz krank vor Glück und Traurigkeit gemacht hatte. Ich muss schon sagen, unsere Partnerschaft war nicht immer konfliktfrei, und manchmal wünschte ich mir, jemand, der nicht gar so materialistisch eingestellt wäre, würde mich begleiten. Aber was uns immer wieder einte, war, dass wir beide

keine richtige Heimat hatten und uns daher eine suchten. Wir waren unterwegs nach El Dorado, nach Westen.

Unsere beiden Lieblingsfilme waren APACHE (Massai; 1954) von Robert Aldrich und THE VANISHING AMERICAN (1955) von Joe Kane, der unter dem Titel DER LETZTE INDIANER lief. BROKEN ARROW (Der gebrochene Pfeil; 1950) von Delmer Daves war damals eine Sensation, weil er auch in einer 3D-Fassung zu sehen war, die ich natürlich wieder einmal nicht anschauen durfte, weil sie nur in einem Kino unten in der Stadt gezeigt wurde. Dafür waren meine buckligen Schwestern drin, die sonst eher auf Dieter Borsche standen, auf SISSI-Filme und die amerikanischen Musicals mit Fred Astaire (sie hatten sogar eine Zeitlang Steppunterricht). Ich war meistens auf der Seite der Indianer, und ich fand es verrückt, dass sie immer wieder auf die Friedensangebote der Weißen eingingen. Früher oder später würden sie dafür doch umgebracht. Aber es war viel von Versöhnung die Rede zu dieser Zeit.

Als ich geboren wurde, war der Krieg schon aus; und als ich begann, die Welt um mich herum zu erforschen, sah man schon gar nicht mehr viel von ihm. Es gab Grundstücke, die mit dicken Bretterzäunen geschützt waren und die zu betreten uns von den Eltern und den Lehrern immer wieder eindringlich verboten wurde. Es waren Grundstücke mit nichts als Trümmern, Plätze, an denen man endlich einmal ganz und gar unbeaufsichtigt war, und so dick waren die Zäune und Verbote, dass es uns vorkam, als würde eine andere Welt dahinter liegen. Beim Betreten dieser Parallelwelt hatten wir unsere ersten Auseinandersetzungen mit der Polizei, die wir damals Schandis nannten.

Manchmal hatte ich den Verdacht, als wollte man uns den Zutritt nicht nur deswegen verwehren, weil es gefährlich war, hier zu spielen, da man immer wieder von Explosionen der alten Bomben aus dem Weltkrieg in der Zeitung las, sondern weil man sich für irgendetwas genierte. Solche grüblerischen Gefühle verschwanden natürlich, wenn wir den Westen unserer Jugendvorstellungen auf den Trümmergeländen fortsetzten. Unsere Fantasiewelten entstanden in den Wunden der Stadt, über die niemand sprach.

Eine andere verbotene Zone war das »Judenviertel«, das direkt gegenüber in der Möhlstraße begann. Lauter kleine Holzbaracken mit Läden darin, meist mit antiquarischem Zeug. Es wurde so allerlei geredet, was ich nur halb verstand, von verbotenen Glücksspielen, und dass es dort nur gestohlene Waren gäbe. Das Wort Schwarzmarkt erfüllte meine Fantasie mit schrecklichen Vorstellungen und der Erinnerung an einen Tarzan-Film, in dem es einen Sklavenmarkt gegeben hatte. Die meisten der Sklaven waren schwarz, nur eine weiße Frau war dabei, die aber dann von Tarzan gerettet wurde. Ab und an veranstaltete die Polizei eine Razzia im Judenviertel, die wir vom Wohnzimmer aus beobachten konnten. Die Polizisten waren auf Pferden und hatten schwarze Knüppel in den Händen. Eines Tages erschienen Bulldozer und Lastwagen und räumten das Viertel weg. Heute ist es eine sehr teure Wohngegend.

Natürlich war auch dieses Verbot zu umgehen, unter anderem mit Hilfe einer alten pommerschen Haushälterin, die mir viel von ihrer Heimat erzählte, in die sie nie

wieder zurückkehren könne (warum, sagte sie nicht; es klang, als hätten Indianer die Gegend erobert) und die mir Käsecken von Kraft kaufte. Laut ging es her im Judenviertel, und von all den angeblichen Belästigungen und Gefahren bekam man so direkt nichts mit. Niemand versuchte mich ins Haus zu locken und zu verschleppen, auch nicht, als ich mutiger geworden ohne die Begleitung der pommerschen Haushälterin ins Judenviertel ging.

Einmal erstand sie übrigens einen verzierten Becher für mich, und ich besaß nun einen Becher, der »beim Juden gekauft« war. Das war eine aufregende und geheimnisvolle Sache, denn ein Arzt in unserer Straße konnte seinen Schäferhund davon abhalten, etwas ins Maul zu nehmen, indem er sagte: »Pfui, vom Jud«. Manche Erwachsene lachten dann, anderen war es ein bisschen peinlich. Gesagt hat nie jemand etwas.

Die Angst der Erwachsenen vor den Juden musste Gründe haben, die man uns vorenthielt. Es war dasselbe wie mit den Trümmern, die Erwachsenen empfanden es als grobe Ungehörigkeit und persönlichen Angriff, wenn wir ihre Existenz zur Kenntnis nahmen. Juden und Trümmer gehörten zu den Dingen, über die man nicht sprach. Mein Onkel dagegen war in Stalingrad gewesen. Man sagte, dass wir dort den Krieg verloren hätten, aber alle, die dort waren, mussten große Helden gewesen sein und Furchtbares erlebt haben. Was immer mein Onkel tat, es wurde damit erklärt, dass er in Stalingrad war. Mein Vater war nicht in Stalingrad. Aber im Krieg war er schon; da gab es Fotos mit Leuten in Uniformen, und er wurde immer sehr gerührt, wenn er von »meinen Männern«

sprach. Übrigens war die pommersche Haushälterin ein Phänomen, was den Verzehr von Kartoffeln anbelangt; tief über den sechsten oder siebten Teller Bratkartoffeln gebeugt, meinte sie, dass es fast wie zu Hause wäre. Mein Vater dagegen sagte, Kartoffeln würden erst schmecken, wenn sie »durch die Sau getrieben« worden seien. Es gab zu dieser Zeit mächtig unterschiedliche Arten zu essen. Wir durften beim Essen nicht reden. Jedenfalls nicht, wenn wir nicht gefragt wurden.

In unserer Wohnung ging alles ziemlich diszipliniert zu. Schließlich war auch mein Großvater, der bei uns wohnte, ein Offizier gewesen; ich käme, sagte man mir, aus einer Offiziersfamilie. Und mein Großvater war ein Pionier, das war so etwas wie ein Scout, aber vielleicht hatte es auch mit Brücken zu tun. Die Offiziere in unserer Familie hatten immer etwas zu befehlen. Wir waren jetzt ihre Soldaten, mussten »antreten« und »Betten bauen« und beim Spaziergehen im Wald auf Handzeichen hin halten oder wieder losgehen. Aber so gut wie »ihre Männer« konnten wir natürlich nie sein.

Einer meiner Freunde, der weder ins *Camera* ging noch unsere Bandenkriege auf der Wiese hinter der Gebele-Schule mitmachte, erzählte mir eines Tages, dass seine Familie nun bald nach Israel auswandern werde, da dies die Heimat der Juden sei. Sie schafften es aber irgendwie nicht, wirklich zu gehen. Sie blieben da und träumten von Israel, und wenn ihm jemand etwas getan hatte, sagte Mandele trotzig, dass er bald in Israel sein würde.

Von Mandele, der merkwürdigerweise nie ins Judenviertel ging, obwohl er doch Jude war, erfuhr ich etwas

von der »Diaspora« und dass sehr viele Juden umgebracht worden waren. »Von wem?«, fragte ich. »Von den Deutschen«, sagte Mandele. Über das Wie und Warum konnte mir Mandele auch nicht viel erzählen. Als ich meine Eltern fragte, erfuhr ich, dass das der Hitler gemacht habe, aber dass das alles sehr übertrieben werde. Bei der Gelegenheit wurde gleich über meine Lehrerin geschimpft. Die sei nämlich eine Pazifistin und wolle uns umerziehen. Und jetzt solle ich mein Zimmer aufräumen. Das sehe ja aus wie ein Schweinestall.

Jedenfalls musste Israel ein wunderschönes Land sein. Ich kannte es aus den Bildern im Religionsbuch. Da war es auch nicht so kalt. Aber es durften nur Juden dorthin, und weil ich keiner war, musste ich mir etwas anderes einfallen lassen. Ein Deutscher wollte ich nicht mehr sein; das war einerseits langweilig, und andererseits wollte ich nichts damit zu tun haben, dass man Mandeles Tante umgebracht hatte, die schon über sechzig war und keinem etwas getan hatte. Man hatte sie vergast. »Bis zur Vergasung« hieß es bei uns, wenn man etwas sehr lange machte. Ich wusste nicht genau, ob die beiden Sachen etwas miteinander zu tun hatten. Es musste große Gefängnisse gegeben haben, mit Aufseherinnen, die sich Lampenschirme aus Menschenhaut machten. Die Deutschen hatten auch ein kleines Mädchen mit Namen Anne Frank umgebracht, sie hatten Seife aus ihrer Leiche gemacht, und jetzt erzählte man einen Witz darüber, der begann »Mutti, darf ich mit Anne Frank spielen ...«. Dann wollte ich schon lieber ein Indianer sein, der allein in die Berge geht und lieber stirbt, als sich zu ergeben.

Je mehr Fragen ich stellte, desto verschlossener wurde die Welt um mich herum: Sie wollte nichts von ihrem Wesen und ihrer Geschichte preisgeben. An den verschiedenen Orten des Lebens wurden ganz unterschiedliche Dinge gesagt, sie passten alle nicht zusammen. Nein, einfache Antworten auf einfache Fragen gab es nur im Westen. Die Fluchtlinie aber führte durch das Gespensterreich Deutschland.

Die Mythologie der Entschuldung

Es ist hoffnungslos, das Wort »Faschismus« so zu erklären, wie man das Wort »Monarchie« oder »Republik« erklären kann. Es zerfällt, je genauer man es ansieht. Vielleicht aber gibt es so etwas wie eine faschistische Ur-Situation hinter alldem, was vom Faschismus Geschichte, Bild und Begriff geworden ist. Diese faschistische Ur-Situation mag sich aus einer bestimmten Form der Organisation der Macht ergeben, der es gelungen ist, sich selbst zu tabuisieren. Das Opfer der Macht, sei es in einer Familie, in einer Gesellschaft oder in einem Staat, darf nicht den Grund oder Urheber seines Leidens identifizieren. So errichtet es, mit Hilfe eben dieser Macht, ein Wahnsystem mit Ersatzobjekten für seinen Hass. Dieser Vorgang gehört zu den Erfahrungswerten jedes Menschen im Umgang mit der Macht; eine kontrollierte Faschisierung der eigenen Wahrnehmung gehört offenkundig zur Überlebensstrategie beinahe aller Menschen. Die Faschisierung der Wahrnehmung widerspricht den Projekten der Humanisierung, indem sie die eigene Barbarisierung verlangt. Sehr lange

bevor er so etwas wie Ideologie wird, hat der Faschismus die Destruktion als Ausdruck und Ausweg für eine hoffnungslose, psychotische Situation eröffnet. Erst von hier aus entwickeln sich komplizierte seelische, ökonomische, mythische, ästhetische und politische Systeme, durch die der Faschismus in die Geschichte tritt. Der Faschist und die Faschistin müssen hassen, und das Objekt ihres Hasses muss das Schwache sein, weil sie die drei wesentlichen Ziele des Menschseins verfehlen mussten: Die Gestaltung des eigenen Lebens als Teil einer Verbesserung der Welt, die Identifikation des anderen nicht nur als Objekt des Begehrens, sondern als das geliebte Andere (durch das ich erst vollständig werde) und schließlich das Erlernen und Abwägen der Sprachen und Kulturen. Die Faschisierung der Wahrnehmung in ihrem Hass auf alles Unklare, Uneindeutige, Nicht-Autonome der Form, in ihrem Krieg gegen das Zweideutige, entsteht aus einer Ur-Situation, die selber zweideutig ist. Eine Revolte, die an ihrem ursprünglichen Objekt zerbrochen ist, führt zu einer Wahrnehmung der Welt, die nur noch zwei Bereiche kennt: Objekte und Zeichen bedingungsloser Identifikation und Objekte und Zeichen bedingungslosen Hasses. So ist, unter vielem anderen, die Faschisierung der Wahrnehmung die gebrochene Revolte gegen die familiäre Autorität, die sich tabuisiert, weil sie zugleich auch das einzige »Liebevoll« der Welt ist. So humanisieren beispielsweise Filme, die den Nazi-Skinhead in seiner trostlos hassgeliebten Familie zeigen, keineswegs ihr Objekt, ob sie das wollen oder nicht, sondern decken, ob wir das wahrnehmen oder nicht, einen tieferen Zusammenhang der Faschisierung auf.

Die größte der zerbrochenen Revolten indes richtet sich auch heute wieder gegen das Kapital, das Eigentliche der demokratischen Herrschaftsform. Wir »dürfen« das Kapital nicht hassen, weil es das einzige ist, was uns Gutes tun kann, auch wenn es vor allem das Böse tut. Wenn wir den Kapitalisten hassen, so nur im Zeichen des anderen, des guten Kapitals. Wir identifizieren uns so sehr mit ihm und seiner Zeichenwelt, dass wir es nur lieben und fürchten zugleich können. Die Revolte gegen das Kapital müsste aus dem Menschen ein anderes Wesen machen, aber das Kapital und seine Sinnsysteme vermitteln uns das Gefühl, außerhalb von ihm könne nur das grenzenlose Chaos und die grenzenlose Einsamkeit herrschen. So müssen wir eben dieses Außerhalb hassen, und das umso mehr, als Einsamkeit und Chaos uns gerade drinnen zur grundlegenden Lebenserfahrung wird.

Keineswegs hat Adolf Hitler das Verbrecherische seines Wesens und seiner Funktion geleugnet, es ist vielmehr notwendiger Teil seiner Revolte/Nicht-Revolte. Der Führer ist so etwas wie eine kollektive Projektion des Königsmordes, der den gespenstischen Meta-König kürzt, in dem alles Böse der Macht zu sich kommen muss. Die faschistische Revolte hat die Doppelfunktion der Macht, ihre materielle Unterdrückung von Untertanen und Opfern und ihre metaphysische Verpflichtung, ihr Beschützendes und Göttliches, zugunsten der vollkommen eindeutigen Inszenierung abgeschafft. Aus dem Widersprüchlichen der »väterlichen« Autorität ist das eindeutig Böse seines Wesens getreten, mit dem sich freilich seine Untertanen vollständig identifizieren dürfen.

So ist der faschistische Führer zunächst stets der Mann, der den Vater umgebracht oder verjagt und die Mutter zum asketisch-lustvollen Kniefall gebracht hat; nicht Ödipus und Christus in einer Person, sondern noch einmal der, der Ödipus und Christus umgebracht hat; nicht einer, der alle Herrschafts- und Erlösungsmythen in sich vereinigt, sondern einer, der alle Repräsentanten von Herrschafts- und Erlösungsmythen ermorden ließ, um sie als leere Formen ins Maßlose zu steigern. Der faschistische Königsmörder ermordet ja tatsächlich den modernen, möglichen Souverän: das Volk. Er ermordet alles, was Nicht-Macht ist und umgibt seine Taten mit einer ideologischen Schicht, die dünn genug ist, um das Fundamentale an ihnen durchschimmern zu lassen: Der nicht Mensch gewordene tötet das Menschliche selbst. Er errichtet sein Reich des Schreckens über einer kindlichen Schuld, jener »ursprünglichen« Autorität, König/Vater nicht entsprochen zu haben, nicht genug von ihr bekommen zu haben, um sie zu stürzen und sich als grausame Inszenierung neu zu erschaffen.

Dieses Modell des Faschisten als gestörten Königsmörder findet Bestätigungen in den historischen Erfahrungen, in den Ästhetisierungen seiner Wahrnehmung ebenso wie im medialen Umgang mit seinen heutigen Erben, mit den Familienromanen der neonazistischen »Verführer«. Wenn wir nach der Fähigkeit zur Schuld der Menschen des deutschen Faschismus fragen und dabei so verzweifelt ins Leere greifen, so mag die Ursache dafür auch darin liegen, dass für den faschistischen Menschen die Schuld nicht in seinem Faschismus lag und liegt, sondern in einem historischen, mythischen und persönlichen *Davor*.

Für sehr viele Menschen war der NS selbst bereits ein System der Schuldabwehr, er war bereits Verdrängung eben jener Schuld, die im rebellischen Impuls gegen die Autorität lag. Der Faschismus wurde als Befreiung und Strafe in einem erfahren. König und Vater wurden bezwungen, um in Adolf Hitler als gewaltige und groteske Form wiederaufzuerstehen. Gewiss erscheint diese Vorstellung auf den ersten Blick allenfalls als bizarrer Nebenaspekt, und doch begegnet er einem bei der Suche nach Ursachen und Bedingungen des Faschismus, in den Biografien von damals und heute, und vor allem in den mythischen Konstrukten, den Bildern vom Faschismus und den faschistischen Bildern immer wieder.

Macht, die in Frage gestellt wird, hat drei Möglichkeiten der Reaktion: Korruption (die Macht kauft sich ihren Einfluss zurück und sie verknüpft sich in immer neuen unheiligen Allianzen, von den Kirchen bis zum organisierten Verbrechen); Terror (die Macht erzwingt sich Gefolgschaft und setzt alle mögliche Opposition unter Angst, wobei eine medial organisierte, postdemokratische Gesellschaft unserer Art diese Angst gar nicht mehr direkt durch den Staat selbst allein produzieren muss) und Faschisierung (die Identifikation der Ersatzobjekte, die Symbolmonumentalität des öffentlichen Raumes, die Ich-Abtötung als Überlebensstrategie). Natürlich wird sie stets auf eine Kombination aller drei Mittel abzielen, was schließlich in der postdemokratischen Gesellschaft zu einem bizarren Nebeneinander von Gangsterherrschaft, Polizeiterror und »gemäßigtem«, »neuem« Faschismus führt. Die inneren Bedingungen (der Impuls einer kollektiven, ökonomisch

wie familiär-sexuell motivierten Revolte, die zu einer monumentalen Rekonstruktion der Macht führen soll) und die äußeren Bedingungen der Faschisierung (Macht und Kapital in einer Krise von Legitimation und Verteilung) scheinen einander einmal mehr zu entsprechen.

Die Faschisierung der Wahrnehmung in der postdemokratischen Gesellschaft nun kann nur auf eine postmoderne Art vonstatten gehen, denn bei jedem, selbst beim dümmsten und betrunkensten Skinhead und dem tiefäugigsten nationalen Hosenpissler, muss die »Ur-Situation« der Faschisierung auf ein Bewusstsein von einem historischen Faschismus treffen, der alle seine Taten und Symbole doppelt codiert: Auf der einen Ebene ist sie scheinbar naive, psychotische oder kriminelle Tat, auf der anderen Seite historisches politisches Symbol, das von sich und seinem Imitat-Charakter weiß. Der neue Faschismus bezieht sowohl seine Schwäche als auch seine Stärke aus der Notwendigkeit, zugleich »authentisch« (das heißt in diesem Fall vor allem: gewalttätig) zu sein, und sich in ein Spiel mit Distanzierung, Leugnung und Identifikation mit dem historischen Faschismus zu begeben. Er produziert dabei, zum Teil sehr gezielt, einen so vollständigen Wirklichkeitsverlust, wie ihn auch der historische Faschist nicht erleben konnte. Mochte sich der historische Faschist noch auf ein »der Zweck heiligt die Mittel« herausreden – was ja selbst in den Reden von Goebbels zu bedeutenden Mythen wird –, so weiß der neue Faschist, dass seine Mittel der Zweck *sind*, und die Parodien auf den Führer, die der neue Faschismus hervorbringt, spielen nicht umsonst so gerne mit dem Image

des Verführers, als bestände zwischen ihm und den Verführten schon so etwas wie ein augenzwinkerndes Einverständnis darüber, dass die Echtheit der Überzeugungen wenig zur Sache tut, solange sie in echter Macht und echter Gewalt kulminieren.

So sind die neuen Faschisten nicht nur Produkt eines bestimmten Zustands der Macht in der postdemokratischen Mediengesellschaft, sondern auch Ergebnis einer bestimmten Kultur des Umgangs mit der eigenen faschistischen Geschichte, für die mir das Wort »Verdrängung« als unzulässiger Euphemismus erscheint. Es ging in dieser Kultur der Entschuldung, die nach dem Krieg einsetzte und mehrfach die Gestalt wechselte, aber im Ziel immer konstant blieb, um die Fähigkeit des faschisierten Menschen, sich mit der militärischen Niederlage und den Formen der Demokratie zu arrangieren, seiner Vergangenheit und seinen Verbrechen öffentlich abzuschwören und sie im Inneren zu bewahren. Der neue deutsche Faschismus funktioniert, weil er zugleich der neue und der alte ist, weil er sich kommunikativ in der mythischen Struktur bewegen kann, die die Kultur der Entschuldung geschaffen hat. Versuchen wir, ihre Bedingungen ein wenig genauer anzusehen, als das sonst üblich ist.

Auszug aus: Georg Seeßlen: Das zweite Leben des »Dritten Reichs«. (Post)nazismus und populäre Kultur
© Bertz + Fischer Verlag. ISBN 978-3-86505-718-1
http://www.bertz-fischer.de/zweiteleben_bd1.html